Zum Gedächtnisse Schillers.

Rede, gehalten am 9. Mai 1905 im Festsaale des Königlichen Gymnasiums zu Bromberg
von **Professor Dr. Ludwig Ehrenthal.**

An einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1782 rasteten an der Straße von Mannheim nach Frankfurt a. M. in einem Gehölz zwei müde, staubbedeckte Wanderer. Der eine von ihnen saß auf einem Baumstumpfe und bewachte den tiefen Schlaf seines Gefährten, eines hochgewachsenen Jünglings mit edlem Antlitz, der, von der langen Fußwanderung erschöpft, sich ins Gras geworfen hatte. Ein Werbeoffizier, der vorüberging, redete den Wachenden an in der Hoffnung, einen guten Fang zu tun. Die barsche Antwort, die er erhielt, veranlaßte ihn, weiterzugehen. Der Jüngling auf dem Baumstamme war der Musiker Streicher aus Stuttgart, der Schläfer im Grase sein Freund Friedrich Schiller.

Diesen hatten schon damals seine im Jahre vorher in Mannheim aufgeführten Räuber zu einem in ganz Deutschland berühmten Manne gemacht. Und doch war er jetzt in Elend und Not. Er war kurz vorher aus Stuttgart vor der Tyrannei seines Fürsten, des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, geflohen, da er sich dem Befehle, nur solche Dinge drucken zu lassen, die sich auf seine medizinische Wissenschaft bezögen, nicht hatte beugen wollen. Auch in Mannheim fühlte er sich nicht sicher sondern fürchtete, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. In diesem Falle wäre jahrelange Kerkerhaft sein sicheres Los gewesen. Er war von allen Mitteln entblößt und überhäuft von Schulden, in die ihn der Druck seiner im Selbstverlage erschienenen Räuber gestürzt hatte. Die Hoffnungen, die er auf den Intendanten des Mannheimer Theaters gesetzt hatte, waren trügerisch gewesen. So sah er voller schwerer Sorgen einer unsicheren Znkunft entgegen. Aber der Mut und der Glaube an den Genius in seiner Brust verließen ihn nicht. Und sie trogen ihn auch nicht.

Sieben Jahre später finden wir den Dichter, der inzwischen die Hilfe werktätiger Freunde gefunden und an den verschiedensten Orten Mitteldeutschlands lebend den Fiesko, Kabale und Liebe und den Don Carlos gedichtet und seine Geschichte des Abfalls der Niederlande geschrieben hatte, in Jena als neu ernannten Professor der Geschichte. Er hatte für seine Antrittsvorlesung einen der größten Hörsäle gewählt, der etwa hundert Menschen faßte. Hören wir ihn nun selbst erzählen: „Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus dem Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte.... Die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte." Das Grießbachsche Auditorium, das größte in Jena, welches drei- bis vierhundert Menschen fassen konnte, war frei. Der Vorschlag wurde angenommen, und „nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um .... einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Was ist's denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: Der neue Professor wird lesen".

Überspringen wir wieder einige Jahre. Schiller hat einen Hausstand gegründet — und nie gab es wohl eine glücklichere Ehe als die seine mit Charlotte von Lengefeld —, hat die Geschichte des dreißigjährigen Krieges geschrieben, seine herrlichen Balladen, das Lied von der Glocke gedichtet, die berühmte Freundschaft mit Goethe geschlossen und ist nach Weimar übergesiedelt. Seine Wallenstein-Trilogie, seine Maria Stuart erschüttern und rühren überall in Deutschland die Gemüter aufs tiefste. Aber er ist unheilbar krank. Seit dem Jahre 1791 trägt er ein schweres Brust- und Lungenleiden mit sich herum, gegen das er auf das heldenhafteste kämpft. Wir finden ihn am 17. September 1801 in Leipzig. Eben geht seine Jungfrau von Orleans zum ersten male über die Bretter. „Das Haus", so heißt es in Wychgrams Schillerbiographie, „war bis auf den letzten Winkel gefüllt. Schon nach dem ersten Aufzuge erhob sich ein wahrer Tumult des Beifalls; dann lösten sich Rufe los: Es lebe Friedrich Schiller! — und die ganze Menge griff den Ruf auf, Trompeten und Pauken fielen ein.... Kaum war das Stück beendet, da strömte das Volk hinaus und füllte den breiten Platz vor dem Schauspielhause und erwartete den Dichter. Er trat hinaus. Alles wich ehrerbietig zurück, eine Gasse bildete sich, alle Häupter entblößten sich, und Schiller schritt durch die Menge. Wenn er vorbei war, dann hoben Väter ihre Kinder empor und flüsterten ihnen zu: Seht, das ist er!"

Der Jungfrau von Orleans folgten die Braut von Messina und der Wilhelm Tell. Wie viele Entwürfe wogten noch in der Seele des Mannes, dem Leben Schaffen war! Aber sie sollten unausgeführt bleiben. Am 9. Mai 1805, heute vor hundert Jahren, brach der Tod das edelste Herz, das es in Deutschland gab, und raubte der Nation einen Geist, dem nur einer ebenbürtig war. Er hatte das 46. Lebensjahr noch nicht erreicht. Der letzte bewußte Blick des Sterbenden weilte auf der sinkenden Sonne, die er von seinem Lager sehen konnte. Ja, eine Sonne, eine Welt von Licht und Schönheit sank mit ihm.

Und warum feiert heute das deutsche Volk, das am 10. November 1859 die Hundertjahrfeier seines Geburtstages festlich begangen hat, den Sterbetag dieses seines großen Sohnes in der Reichshauptstadt wie im kleinsten Dörfchen, im Deutschen Reiche wie fern jenseits des Oceans, überall, wo die deutsche Zunge klingt? Sterbetage sind sonst Tage der wehmütigen Trauer um den dahingegangenen Lieben, Tage stillen Gedenkens, an denen wir uns sammeln und uns das Bild dessen, um den wir trauern, so lebendig als möglich vor die Seele führen, ohne deswegen unser Empfinden durch viel äußerliche Zeichen zu bekunden. Um Friedrich Schiller aber können wir nicht trauern. Gegenüber der Fülle des Herrlichen, das er uns gegeben hat, muß das Bedauern, daß er uns nicht noch mehr hat geben dürfen, zurücktreten. Er lebt in uns, der göttliche Lebenshauch strömt mit nie versiegender Kraft aus seinen Werken auf uns ein, er ist ein Unsterblicher, und um Unsterbliche trauert man nicht. Das Wort, das er selbst ausgesprochen hat, gilt von ihm in seiner vollen Kraft: „Die Toten leben immer". Freuen wollen wir uns heute, daß wir zu diesem Gewaltigen und Reinen aufblicken können, und Gott danken, daß er ihn uns gegeben hat. Ihr alle, ihr Knaben und Jünglinge, fragt euch nur selbst, was ihr ihm alles zu danken habt!

Schon als ganz kleine Jungen singt ihr das Lied aus dem Tell von dem Schützen, der mit Pfeil und Bogen froh im Morgenstrahl durch Gebirg und Tal zieht. Und dann, wenn ihr reifer geworden seid, steht ihr mit Polykrates auf den Zinnen der Zwingburg zu Samos, und die alte düstere Anschauung vom Neide der Götter, der keinem Menschen des Lebens ungemischte Freude gönnt, schlägt mahnend an euer Herz. Ihr eilt mit Moeros heim nach Syrakus

und bebt bei jedem Hindernisse, das sich ihm in den Weg stellt und seine rechtzeitige Rückkehr verzögert, die Rückkehr, die für ihn den Tod, für den Freund jedoch, der Bürgschaft für ihn geleistet hat, das Leben bedeutet, und eurer jungen Seele geht es auf, was Treue ist. Ihr kämpft mit dem edlen Johanniter-Ritter den schweren Kampf gegen den Drachen und den noch schwereren mit dem eigenen Ich, das gegen die erste Pflicht des geistlichen Ritters, gegen den Gehorsam, sich vergangen hat. Ihr seht den kühnen Taucher sich in die grauenvolle Tiefe der Charybdis stürzen und trauert, wenn der Frevelsinn des Königs und seine eigene junge Liebessehnsucht ihn noch einmal in die Gefahr führen, wenn die Wasser herauf- und niederrauschen und keines den Jüngling wiederbringt. Und wer von euch ist so stumpf und dumpf, daß es ihm nicht durch Mark und Bein ginge, wenn der Eumenidenchor „besinnungraubend, herzbetörend" sein Lied auf der Bühne singt, das Lied, welches die Mörder so erschüttert, daß sie beim Erscheinen der Kraniche sich selbst verraten? Und dann lest und lernt ihr das Lied von der Glocke. Da führt euch der Dichter in wunderbar ergreifender Darstellung ein Bild des Lebens vor, dem keiner von allen seinen wesentlichen Zügen fehlt. Geburt und Grab, Arbeit und Ruhe, Mutterliebe und tiefstes Leid um die uns entrissenen Lieben, Lebensfreude und Unsterblichkeitshoffnung, Sehnsucht und Erfüllung, Wanderschaft und bürgerliches Wirken in der Heimat, friedliches Schaffen und die zerstörende Wut des Krieges und der Elemente, häusliche und politische Tätigkeit, das alles und wie viel noch sonst zeigt euch in herrlichen Bildern voll tiefster Lebenswahrheit und dennoch verklärt durch den vollen Schönheitszauber dichterischer Sprachgewalt der große Herzens- und Lebenskünder, er, der Einzige, dessen Lied von der Glocke auch einzig dasteht in der Literatur unsres Volkes nicht bloß sondern der Welt. Und so geht Schiller euch weiter zur Seite, ein edler Berater, Tröster und Freund, der euren Sinn überall auf das Große, Hohe und Schöne richtet. Sie in den oberen Klassen sehen im Wallenstein den Übermenschen auf seiner steilen Bahn nach der höchsten irdischen Macht stürzen, weil er im Vertrauen auf die Kraft und das Recht seiner genialen Persönlichkeit die Bedeutung des geschichtlich Gewordenen, den Widerstand der Tradition unterschätzt hat, Sie nehmen Partei für die schöne, unglückliche Königin von Schottland, die der kalten, grausamen Berechnung der englischen Staatskunst erliegt, und Sie vernehmen in der Jungfrau, im Tell das hohe Lied von Freiheit und Vaterland.

Und wir, wir Alten, sind wir schon so tief eingesponnen in das staubige Spinnennetz der täglichen Mühen und Sorgen, in die Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags mit seinen Plagen und Zerstreuungen, daß wir nicht immer noch warm würden, klar und rein in der Seele, wenn er, der göttliche Prophet, mit seinem Zauberstabe die Dornen um uns her berührt, daß sie aufblühen zu Rosen, wenn er uns weite Blicke öffnet aus dem Staub und Dunst des Lebens in die Regionen des ewigen Sonnenscheins bis dorthin, wo in geheimnisvoller Ferne die Gottheit über den Quellen alles Seins waltet? Nein, wir sind es nicht und werden es hoffentlich nie sein. Noch ist Schiller der Liebling der Nation und zwar, was besonders erfreulich ist, auch der tieferen Volksschichten, denn alle finden in seinen Werken etwas, was sie erhebt und rührt, der Ungebildete wie der Gebildete und Gelehrte. Wohl hat es Zeiten gegeben — und sie sind noch nicht fern, in denen Schiller in unsern eigentlich literarischen Kreisen außer Mode war, in denen die Dichtung Bahnen verfolgte, die weit ablagen von den Lichtspuren des Heros und nicht hinauf sondern abwärts führten. Aber die eigentliche Intelligenz, die keineswegs immer da zu finden ist, wo man von der Feder lebt, die Jugend und die aus dem Dunkel aufstrebenden Teile des Volkes sind von diesen Modetorheiten unberührt und ihrem Schiller treu geblieben.

Und was ließe sich denn auch dem Wohllaut seines Verses, der Kraft, Tiefe und Fülle seiner Gedanken, dem Schwunge seiner Beredsamkeit und der hinreißenden Macht seiner Empfindung an die Seite stellen?

Ihr kennt sie ja alle, die herrlichen Worte, in denen Schiller die brausenden Wassermassen der Charybde schildert: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt“ etc. Als Goethe den Rheinfall bei Schaffhausen sah, fand er diese prachtvolle Schilderung durch die Natur vollauf bestätigt. Und Schiller selbst, woher nahm er die Anschauung zu diesem Gemälde, er, der nie das Meer, nicht einmal einen ordentlichen Wasserfall gesehen hatte? Von einer Mühle bei Jena! Und nun gar die berühmte Schilderung der Alpenwelt in seinem Tell, der Zauber des Sees, wenn er lächelt und zum Bade ladet, seine Schrecken, wenn er rast und sein Opfer haben will, die Berge in ihrer wolkenüberragenden Herrlichkeit, die krachenden Lawinen, die Schauer des schmalen Pfades hoch über dem gähnenden Abgrund, das Leben des Sennen auf seiner Alm, des Wildheuers, des Jägers, der sich am Felsen anleimt mit dem eignen Blut — woher hatte Schiller, der nie in den Alpen gewesen war, dies alles? Nur aus Büchern und mündlichen Berichten. Kann es einen schlagenderen Beweis für die schöpferische Macht des Genius geben als diesen? Wer kann ihm das nachmachen? Niemand. Denn der Genius ist selten, er stellt die höchste Blüte eines Volkes dar, und wenn nun gar zwei solche Blüten wie Schiller und Goethe zugleich am Baume der Nation aufgegangen sind, so bedarf es einer langen Ruhe, ehe sich wieder ähnliche Erscheinungen erhoffen lassen.

Aber es kommt nicht bloß auf das Wie bei einem Dichter an sondern auch auf das Was. Den Gedankenreichtum der Werke Schillers zu erschöpfen oder auch nur flüchtig anzudeuten wäre eine Aufgabe, die weit über den engen Rahmen einer Rede hinausginge. Goethe hat ausgeführt — und niemand kannte ihn besser als er —, daß alle seine Geisteserzeugnisse von den ersten Jugendwerken an bis zu den köstlichen Früchten seiner edlen Reife dem Gedanken der Freiheit geweiht sind. Freiheit von der Tyrannei eines despotischen Fürstenregimentes erstrebt sein Räuber Moor durch das Mittel der Gewalt, Gedankenfreiheit fordert sein Marquis Posa, seine Geschichte des Abfalls der Niederlande und sein Wilhelm Tell zeigen das erhebende Schauspiel eines ganzen Volkes im Kampfe um seine politische Freiheit, Freiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Zwange der Umstände, Freiheit durch sittliche Selbstzucht predigen die übrigen Werke seines Mannesalters.

Und nirgend gedeiht diese Freiheit durch Sittlichkeit besser als auf dem Boden der Familie, als im Anschluß an das Vaterland. Keiner hat die Würde der Frauen eindringlicher gepriesen, ein tieferes Verständnis bewiesen für das Walten und Wirken der fleißigen und züchtigen Hausfrau, die „wirket leise im häuslichen Kreise und lehret die Mädchen und wehret den Knaben“, als der Dichter, der in seiner rührenden Thekla das Weib als zarte Braut, in Gertrud Stauffacher als Gattin, in Jeanne d'Arc als Seherin und Heldin verherrlicht hat, als Schiller, der selbst in seiner Charlotte von Lengefeld ein holdes Weib errungen hatte.

Und so ist Schiller, der in jüngeren Jahren entsprechend dem Zuge seiner Zeit wohl einem gewissen Weltbürgertum gehuldigt und die Zugehörigkeit zu einer Nation eher als eine Beschränkung des freien Geistes empfunden hatte, dennoch zum Propheten der Vaterlandsliebe geworden. So hat er Worte gefunden, die mächtig widerhallten in den Herzen seines Volkes und widerhallen werden, so lange es deutsche Herzen gibt. Ich nenne nur die bekanntesten:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

* * *

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

* * *

Seid einig, einig, einig!

* * *

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Und soeben habt ihr im Liede von der Glocke den Dichter den Trieb zum Vaterlande als das teuerste der Bande preisen hören.

Wie tief würde der Zusammenbruch Preußens und die Demütigung Deutschlands vor Napoleon ihn geschmerzt haben, hätte er ihn erlebt! Und hätte er die Zeit der Schmach und Erniedrigung, die Heinrich von Kleist den Lebensmut brach, überlebt, hätte er den gewaltigen Aufschwung und den Jubel der Freiheitskriege noch sehen dürfen, welche ehernen Klänge wären seiner mächtigen Harfe entströmt! Aber auch so schritt, als er längst in seiner stillen Gruft ruhte, sein Geist den deutschen Jünglingen im Kampfe um die nationale Ehre und Freiheit voran und pflanzte das Siegespanier auf die Felder von Leipzig und Waterloo. Wer kann es ermessen, wie viel von unseren späteren großen Siegen im letzten Kriege mit den Franzosen dem großen Mahner und Erwecker zu danken ist! Denn neben den kriegerischen Machtmitteln sind es die idealen Güter im Herzen eines Volkes von den Fürsten, Staatsmännern und Feldherrn herab bis auf den gemeinen Mann, die ihm den Sieg verschaffen, und wer könnte Schillers ungeheuren Anteil an diesen Gütern bezweifeln?

Und so wird er auch weiter vor uns herschreiten wie eine Wolke am Tage und wie eine Feuersäule des Nachts, immer den rechten Weg weisend, mahnend, stärkend, Begeisterung entflammend und nährend.

Denn — und dies ist besonders das Große und Herrliche an ihm —, es sind keine leeren Worte, keine blasse Theorie, was er predigt. Er machte es nicht wie Rousseau, der so schön über Erziehung zu schreiben wußte und seine Kinder ins Findelhaus schickte. Er war ein ganzer Mann, bei dem Leben und Dichten aus einem Gusse war. Es ist ergreifend, die Zeugnisse der Zeitgenossen von seiner milden, heiteren und doch so unendlich hohen und reinen Persönlichkeit zu lesen, ergreifend, zu sehen, wie er im Bewußtsein seiner göttlichen Sendung mit Tyrannenmacht, mit Not und Elend, mit schnöder Verkennung, mit kleinlichem Neid, mit Ränken und Sorgen und nicht am wenigsten mit dem schlimmsten Gegner, dem tückischen Feinde in seiner Brust, mit dem andauernden Siechtum zu kämpfen hatte. Ist es nicht herzbewegend, zu denken, daß fast alle seine Meisterwerke, Schöpfungen voll Saft und

Kraft, strotzend von geistiger und sittlicher Gesundheit, von einem Schwindsüchtigen verfaßt sind? Welch ein ungeheures Maß von Selbstüberwindung und stillem Heldentum spricht allein aus dieser Tatsache! Ja, man kann sagen, daß wir ohne seine Krankheit vielleicht weniger Geistestaten dieses Heroen haben würden. Das Bewußtsein, daß ihm nur eine kurze Spanne Zeit gegönnt war, spornte ihn zu immer gesteigertem Schaffen an. Er wußte, was er seinem Volke schuldig war, und hat das öfter in ergreifenden Worten ausgesprochen. So glich er dem kranken Obstbaum, der, eben weil er krank ist, die duftigsten und saftigsten Früchte zeitigt, so der Fackel, die brennend und leuchtend sich selbst verzehrt, so der Sonne, die vor ihrem Untergange noch das wundervollste Farbenspiel am Himmel den entzückten Augen darbietet. Wem würde nicht heilig und weihevoll wie in einer Kirche zu Mute angesichts eines solchen Lebens! Ja, etwas Heiliges und Göttliches lebte in ihm, und mit Recht sagt Goethe, daß er wie Christus alles, was er berührte, veredelte.

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und so zeigt ihn die Büste, die, geschmückt mit dem Lorbeerkranze, fortan unsern Festsaal zieren wird. Blicke auf zu ihm, deutsche Jugend, präge dir sein Bild tief ins Herz und, kannst du auch die Schöpferkraft des Genies, die göttliche Gabe ist, von ihm nicht lernen, so lerne von ihm — das kannst du —, edel zu denken und zu handeln. Denn das zu lernen, tut unsrer Zeit bitter not.

Wie arm, wie klein, wie niedrig müssen wir uns, muß uns das Leben und Treiben um uns her vorkommen, wenn wir den Blick von diesem Hohen und Reinen abwenden! Heute zwar schlagen Hunderttausende, vielleicht Millionen von Herzen stärker und wärmer im Gedanken an Friedrich Schiller. Aber schon morgen tritt der Alltag wieder in seine Rechte, Kleinlichkeit und Sinnlichkeit, Geldgier und Ehrgeiz ziehen die kaum gelockerten Bande von neuem an, unser öffentliches Leben wird vergiftet durch den Parteigeist und den Kampf der materiellen Interessen, in der Kunst, auf der Bühne macht sich teils ein Haschen nach dem äußerlichsten Lacherfolge, Sinnenkult und widerliches Dekadententum, teils — bei den ernsteren Naturen — eine trübe, düstere Weltauffassung breit, die die Freiheit des menschlichen Willens leugnet und uns als unfreie, durch die Gesetze der Vererbung und den Zwang der Verhältnisse kläglich gebundene Geschöpfe ansieht, eine Kunst, die in der krassen Wiedergabe des Elends und der Verkommenheit ihr Ziel erblickt. Aber dennoch mehren sich die Zeichen, daß eine solche Weltauffassung ausgespielt hat, daß wir uns auf unsre Ideale besinnen, dieselben Ideale, für die Schiller gelebt und gedichtet hat und gestorben ist. Möge denn die Schillerfeier, die man heute überall in deutschen Landen begeht, uns auf diesem Wege fördern und uns zur inneren Gesundung verhelfen!

Hoher, der vor hundert Jahren
Zu den Sternen aufgefahren,
Wo du strahlst unsterblich hold,
Großer Schiller, schau hernieder,
Sieh, wie Kränze, Preis und Lieder
Deines Volkes Dank dir zollt!

Komm in Jugendkraft gezogen
Wie Apollo mit dem Bogen,
Den er nie umsonst gespannt.
Schirm' uns vor den finstern Mächten,
Die dem Fuß die Fessel flechten,
Mit der reinen Götterhand!

Wie du selbst in Schmerzensstunden
Nacht und Schicksal überwunden,
Weil in dir die Sonne war:
So im Dunkel der Gemeinheit
Laß der Ideale Reinheit
Uns erstrahlen göttlich klar!

Was dir einst versagt das Leben,
Herrlich ward es uns gegeben,
Das geeinte Vaterland.
Und wohin nur Deutsche kamen,
Fügen sie in deinem Namen
Feiernd heute Hand in Hand.

Bleibe deinem Volk gewogen,
Zieh, o Sonnenaar, die Bogen
Fürder hoch im goldnen Schein,
Daß zu dir den Blick wir heben,
Daß im Dichten wir, im Leben
Lernen, deiner wert zu sein!